Nr. 1 — Leipzig, den 6. Januar — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Nur freies Feld! — Zu neuer Arbeit! — Reue — Glaube und Dogma: 1. Anlaß der Untersuchung — Die Bewegung gegen den Sklavenhandel in Deutschland — Besuch bei einem Waldenser-Evangelisten in den Abruzzen — Verschiedenes: Die Petition um Abänderung des § 166 des RStrGB

Nur freies Feld!

Nur freies Feld
Und Licht und Schatten gleich!
Dann ist es wohlbestellt
Um uns im Deutschen Reich.

Weit auf die Bahn!
Gott ist uns Burg und Hort,
Und Christus geht voran
Uns treu mit seinem Wort.

Die Wahrheit siegt,
Wenn ihre Stunde schlug,
Und ihrer Macht erliegt
Auf ewig Wahn und Trug.

Julius Sturm

Zu neuer Arbeit!

Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Matth. 9, 37. 38.

Es giebt für uns Christen unermeßlich viel zu thun. Dieser Gedanke darf nicht aufhören uns zu bewegen; er muß uns im Blick auf das angefangene neue Jahr mit seiner Arbeit wieder mächtig ergreifen.

Manche zwar meinen, heutzutage gebe es für uns Christen nichts mehr zu thun. Unsre Zeit sei vorüber; niemand begehre mehr unsers Dienstes. So die, welche selbst für sich Christum und Christentum verschmähen und sich ohne den Dienst christlicher Gedanken und Einrichtungen im Leben eingerichtet haben: vielleicht irren sie auch darin und erfahren dennoch viel christliche Liebe, christliche Vergebung, christliche Handreichung .... Aber da sind andre, die noch Christen sein wollen und vorgeben, auf das Christentum etwas zu halten, die geben uns auch mit mehr oder minder aufrichtigem Bedauern zu verstehen: Verlorne Liebesmüh; diese Zeit will den Dienst eures Glaubens und eurer Liebe nicht mehr; spart die Arbeit; es lohnt nicht. Und wir kennen wohl die schmerzlich lähmende Macht solcher Rede. Aber die sie führen, haben es entweder nie versucht, für Christus und sein Reich ernstlich zu arbeiten, oder sie sind bei dem Versuche schnell matt und stumpf geworden: ehe sie sich des versahen, ging der Lampe das Oel aus; es wurde finster um sie, und sie verzagten.

Schaut doch einmal weiter hinaus und tiefer hinein in die Welt! Geht uns da nicht — beängstigend und beglückend zugleich — die Erkenntnis auf: Die Ernte ist groß? Beängstigend; denn jeder wichtigen, dringenden, großen Arbeit gegenüber erfaßt uns, wenn wir daran gehen, ein Gefühl der Beklemmung im Gedenken an die eigne Unzureichendheit. Und in jegliches Mißgeschick wird der Landwirt sich leichter finden, als wenn ein reifes Feld aus Mangel an Arbeitskräften nicht abgeerntet werden kann. Das darf nicht sein; das muß mit den größten Opfern verhindert werden! Und er bringt Opfer, leicht und gern sogar; denn das Glück: Die Ernte ist groß hebt und trägt ihn, verdoppelt ihm Kräfte und Vermögen.

An die Unempfänglichkeit des gegenwärtigen Menschengeschlechts für das Christentum und seine frohe Botschaft können wir Christen einfach nicht glauben. Es ist so bedürftig, so empfänglich, wie je eines. Was ausgebrannte Seelen heute in Worten und Thaten freveln, wir wissen es wohl. Wir sehen die tiefen Schatten, die sich über die moderne Gesellschaft legen, und erzittern, wenn wirs von ferne unheilverkündend grollen hören. Aber es trübt uns das alles nicht den Blick dafür, daß das Feld schon reif ist zur Ernte. Im Gegenteil, das aufsteigende Wetter treibt uns zur Eile, zur äußersten Anspannung unsrer Kräfte, damit, wenns dann hereinbricht, die kostbare Frucht geborgen sei. Und: wenn Gott will, zieht es gnädig vorüber.

Draußen harren die Heidenvölker, daß wir ihnen die christliche Heilsbotschaft, die christliche Kultur bringen. Daheim sehnen sich Ungezählte in allen Schichten und Kreisen des Volkes nach Wahrheit, Frieden, Glauben. Man rede doch nicht so viel von der Gleichgiltigkeit der Gebildeten: sie ist ja vorhanden; aber unter der toten Kruste schlummert das fruchtbare Land, das nur müßte aufgedeckt und zum Leben geweckt werden. Und wer an dieser Aufgabe arbeitet, der spürt das überall sich regende Leben. Man rede auch nicht so viel von dem Gottes- und Glaubenshaß der Sozialdemokratie: mögen diese Tausende des Zutrauens zur Kirche, zu ihren Dienern und besser gestellten Gliedern verlustig gegangen sein, mögen die Führer zu jenen ausgebrannten Seelen gehören — darum sind ihre Massen noch nicht jeden christlichen Sinnes verlustig, noch nicht selber dem verloren, der allein von allem Uebel erlöst. Wer in der Weise des Meisters unter ihnen arbeitet, darf es erfahren.

Wie, wenn nur unser großes Ungeschick, unsre Laßheit, unser Kleinglaube die Schuld daran trüge, daß so viele der christlichen Gemeinde sich entfremdet haben und, wenn wir unsrer himmlischen Güter uns freuen, grollend, spottend und zweifelnd abseits stehn? Vielleicht treffen wir nur nicht das rechte Wort, die rechte Art und den rechten Ton, die Heilsbotschaft heranzubringen an die Seelen, die doch auch für Gott geschaffen sind. Vielleicht sind die Christen allein schuld, wenn es mit dem Christentume nicht besser vorwärts geht. Vielleicht fehlt es nur an Arbeitern zur Ernte, an den rechten Arbeitern, die mit reinen Herzen und Händen kommen. Ja, wenige sind der Arbeiter.

Es sehens zwar nachgerade auch die blöden Augen, wie die Heidenvölker draußen warten, nicht auf den Missionar nur, nein auf den christlichen Kaufmann und auf die christliche Obrigkeit. Aber eben auf christliche Kaufleute, Herren und Prediger; denn alle, die nur Christen heißen und nicht sind, bringen statt der ersehnten Erlösung nur neuen Fluch und neues Elend; der einem äußerlichen „christlichen" Wesen gewonnene Heide wird zwiefach ein Kind der Hölle: Matth. 23, 15.

Und daheim? Daß doch wir, die wir uns unsers Christentums rühmen, auf Kirche und Kirchentum halten, der „Welt" ihren Unglauben und Aberglauben, ihren Leichtsinn, ihre Falschheit, Bosheit und Frechheit trefflich vorzuhalten wissen — die rechten Gegenbilder wären: ganz ergriffen von der neumachenden Kraft des Glaubens, mit einem Herzen voll Liebe, heilig als die Kinder Gottes lebend und unermüdlich arbeitend! Bange vor dem Trotz der Sünde in der Welt ist dem rechten Christen nicht, aber bange vor der eignen Sünde und der Schuld der ganzen Christenheit! Bange davor, daß das köstliche Gut der Vergebung, das wir ohne Unterlaß von unserm himmlischen Vater empfangen, von uns vergeudet und verachtet werden mag, da wirs doch umsetzen sollen in lauter reine, heilige That!

Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende! Gott muß uns senden beide, Männer und Frauen, in denen Christus wirklich Gestalt gewonnen hat, denn es ist hohe Zeit, zu ernten. Aber wer wollte so bitten, und nicht selber eilen und sich ganz der neuen Arbeit weihen und sprechen: Hier bin ich, Herr, sende mich!?

Darum greife zu und halte zu, wer greifen und halten kann; faule Hände müssen ein böses Jahr haben.

R

Reue

Goethe erzählte mir, so lesen wir in Eckermanns Gesprächen (2, S. 234), von einem Knaben, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können. „Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken", sagte er, „denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigne moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird." — Das ist der ganze Goethe. Das ist der scharfe Beobachter, der auch im scheinbar Geringen ein Bedeutungsvolles findet; das ist der feine Kenner menschlichen Wesens, der die Gefahren einer bestimmten Seelenrichtung zu sehen in einer langen Erfahrung gelernt hat; das ist die energische Natur, welcher frische Thätigkeit der Reiz des Lebens ist; das ist endlich der Künstler, der das Leben als Kunst betreibt und auch den sittlichen Bereich ästhetischen Gesetzen unterworfen sehen will, der allem Maßlosen, Düstern, Erschütternden feind ist.

Die Art zu urteilen, wie sie Goethe hier handhabt, ist in unsrer gesamten Bildungswelt die gewöhnliche. Reue — welches Wort stünde in schlechterem Ansehn als dieses? Reue — unser behagliches, von Gewissensnöten wenig gequältes Geschlecht hat dieser Stimmung den Stempel der Thorheit aufgedrückt; man weiß aus dem Reumütigen höchstens einen Schwächling oder einen querköpfigen Sonderling zu machen. In keine Stimmung wird der moderne Mensch sich so schwer versetzen, ja sie auch nur psychologisch so schwer begreifen können, als in Luthers Klosterzellenkampf; nur zu einleuchtend wird es dem Durchschnittsgebildeten sein, was der Jesuit Janssen über den ringenden Luther sagt: er war ein querköpfiger Hypochonder, der sich mit Grillen schlug. Aber wer wird sich gern auf eines Jesuiten Zeugnis berufen; — hat man nicht hier in Goethes Wort einen klassischen Beleg für die Nutzlosigkeit, ja Gefährlichkeit jener düstern Stimmung und noch dazu mit einer so — scheinbar ehrenwerten Begründung, als sei es eine Pflicht der Bescheidenheit, die Reue sich möglichst fern zu halten?

Ich gestehe offen, daß ich diese Worte Goethes mit innerm Aergernis gelesen habe. Nicht als ob ich nicht das Wahre, das mit Verkehrtem sich hier eng berührt, sofort herausempfunden, ja gefühlt hätte, daß, recht verstanden, sogar ein durchaus christlicher Gedanke hier ausgesprochen wird. Aber dennoch! auf dem Boden christlicher Ueberzeugung ist dieses Wort nicht gewachsen, es schlägt ihr vielmehr ins Gesicht. Unsre kurze Erörterung über die Reue wird dieses widersprechende Urteil begründen.

Eins kann ich zunächst nicht unterdrücken. Mich verletzt es, daß Goethe solch ein Urteil über ein Kind fällt. Ich kann es begreifen, daß ihm der Ausbruch lebendiger Reue bei einem Erwachsenen anstößig, daß ihm ein weinender Petrus unmittelbar unsympathisch sein mag; aber bei einem Kinde muß jeder, dem an der sittlichen Entwicklung desselben gelegen ist, die Aeußerung eines lebendigen Gewissens mit Freuden begrüßen. Nicht Befürchtungen, sondern Hoffnungen wird ein ernster Erzieher an solchen Beobachtungen nähren — und er hat dazu nicht allein das Recht, sondern die Pflicht.

Goethe hätte mit seinem verwerfenden Urteil über die Reue vollkommen Recht, handelte es sich bei jenem kleinen Vorfall nicht um eine sittliche That, wäre Goethe nicht überzeugt, daß wirklich Gewissensschmerz das jugendliche Herz folterte. Wir wollen aufs lebhafteste mit ihm eine Reue verwerfen, die einen Entschluß, eine That nur um ihrer üblen Folgen willen verwirft und zurücknehmen möchte, oder nur über eigne Thorheit, Kurzsichtigkeit, über Mangel an Begabung, kurz offenbar gewordene, schmerzlich sich fühlbar machende menschliche Beschränktheit klagt; — sittliche Reue, in welcher das moralische Selbst, das Gewissen über begangene Sünde klagt, verwerfen, das heißt die Sittlichkeit selbst verwerfen.

Ein Irrtum, ein nicht genug erwogener Entschluß, eine falsche Vertrauensseligkeit, eine schiefe Beurteilung der Verhältnisse werden vielleicht die Ursache, daß lawinengleich die Ereignisse ins Rollen kommen und unter sich einen guten Teil besessenen oder erhofften Glückes begraben. In den herben Schmerz über den Verlust mischt sich als bitterster Tropfen der quälende Gedanke: Und du bist selbst Schuld an allem! In einem Zustande wilder Erregung oder in stumpfer Resignation starrt das Auge nicht nur in die Trümmer des Glückes, sondern es richtet sich verurteilend auf das eigne Ich. Der Mangel an Einsicht, an Gewandtheit, an Weltkenntnis läßt den Menschen die herbsten Urteile über seine ganze Begabung ausstoßen. Was in Stunden der Leidenschaft zuerst über die erregten Lippen kam: für diese Welt nicht geschickt, den Aufgaben des Lebens nicht gewachsen, vom Glücke verlassen zu sein, setzt sich als Verzweiflung an sich selbst im Herzen fest, und an Stelle des frühern stolzen Selbstvertrauens ist ein ängstliches Mißtrauen gegen sich selbst getreten, das die Spannkraft lähmt und den Mut, vorwärts zu streben, zerbricht. Wieviele Zellen in den Irrenhäusern erzählen uns diese Geschichte! Wie oft ist der Selbstmord das Ende davon!

Daß diese Art Reue unsittlich ist, bedarf keines Erweises. Was ist sie anders, als die Reaktion des getäuschten Egoismus, des gekränkten Stolzes? Und diese Reaktion wird auch dann eintreten, wenn der Mensch von den sittlich reinsten Absichten geleitet war und sich doch vor die Trümmer seines Glückes gestellt und von der Mangelhaftigkeit seines Könnens und Wissens überzeugt sieht.

Wird der Christ von solchen Stimmungen heimgesucht, so rechnet er es sich zur Versuchung. Als dauernder Zustand sind sie doch nur möglich, wo der Glaube an Gott fehlt. Muß der Christ durch eignes Verschulden irdisches Glück preisgeben — er weiß, wer es ihm nimmt, und daß er dafür köstlichere Güter eintauschen kann und muß; macht er durch Mißerfolg die schmerzliche Erfahrung, in seinen Kräften sich getäuscht zu haben, so verzichtet er gern auf das, was ihm innerlich nicht zugehört und weiß: Gott hat mich so ausgerüstet und mir in seiner Weisheit bestimmte Grenzen gesteckt, die ich ungestraft nicht überschreiten darf; so will ich still sein und das Meine schaffen, das, was meiner Kraft und Individualität entspricht, und fremdes Gebiet meiden. Der Christ läßt sich das alles zum Besten dienen. Er ringt darnach, bis er in Gott stille wird und wieder das Seine schaffen kann. Das Evangelium will keine hypochondrischen Menschen, will nicht, daß wir in nutzloser Selbstanklage unsre Kraft verzehren, sondern daß wir glauben, lernen, wirken.

Darum ist für diese Art „Reue" auf dem Boden des Christentums kein Platz. Die Schrift verschwendet auch an diesen Seelenzustand gar nicht den Ausdruck Reue; sie sieht darin „die Traurigkeit der Welt, welche den Tod wirkt" (2. Kor. 7, 10).

Bei der geschilderten Art von „Reue" ist das Gewissen gar nicht im Spiel: wir nahmen ja an, daß es sich gar nicht um sittliche Schuld handeln sollte. Aber auch, wenn dies der Fall, ja dann erst recht, kann die Reue jene Traurigkeit der Welt sein, welche den Tod wirkt. Sie ist es, wenn die heißen Thränen über die Sünde aus Stolz fließen. Treffend sagt Robertson in einer Predigt:

Nicht zwei Ausbrüche des Gefühls, die ganz ähnlich scheinen, sind doch so grundverschieden, wie die Worte Sauls: Ich habe thörlich und sehr unweislich gethan, und der Ausruf des Zöllners: Gott sei mir Sünder gnädig. Die Anklage der Thorheit, die wir gegen uns selbst aussprechen, zeigt nur das bittere Gefühl, das wir haben, weil unsre Selbstachtung verloren ist. Es ist allerdings eine Demütigung, das gute Urteil verscherzt zu haben, das man über sich selbst fällte, und zu sehen, daß gerade die Eigenschaften, auf die wir stolz waren, nicht Stand gehalten haben. Wenn es eine Tugend gab, die Saul sich zuschrieb, so war es Großmut, und gerade in Bezug auf Großmut entdeckte er, daß er gefehlt hatte, damals als er eingeholt war dort am Berge und sein Leben von eben dem Manne beschützt wurde, den er mit Gefühlen der niedrigsten Eifersucht bis zum Tode verfolgte. Aber das war keine wirkliche Reue; da war nichts von dem Gefühl, das aller äußern Pracht überdrüssig ist. Saul konnte sich noch an königlichem Glanze erfreuen; er konnte unter den Zephiten umhergehen und sich beklagen, als ob er der freundloseste, der am schlechtesten behandelte Mensch auf der Welt wäre; er war noch eifersüchtig auf seinen Ruf, noch immer besorgt, daß man gut von ihm denken möge.

Das ist die Reue des Selbstgerechten, der seinen innern Halt in seiner eingebildeten Tugend findet, der aber als unentbehrliche Stütze die Achtung und Anerkennung der Mitmenschen braucht. Denken wir an die Pharisäer. Was war ihnen der innere Stützpunkt ihres ganzen Lebens und Wesens? Die Selbstachtung und die Achtung des Volkes, — nicht Gott. Faßte eine solche Natur die Reue an, entzog sie ihr diesen doppelten Stützpunkt, so war sie haltlos verloren. Eine solche Natur war auch Judas, der Verräter. Er war, wie alle Geldmenschen, mit sich zufrieden, in sich abgeschlossen und fest; aber die Verachtung des hohen Rates entzog ihm nach seiner schändlichen That allen Halt; an sich war er verzweifelt, und als er sah, daß auch andre an ihm verzweifelt waren, that er den gräßlichsten Schritt. Das war Verzweiflung, aber nicht echte Reue, weil keine Demut und kein Gott da war.

Gott sei mir Sünder gnädig! — so betet echte Reue. Ja, sie betet; sie hat es mit Gott allein zu thun: An dir allein hab ich gesündigt! Echte Reue ist jederzeit religiöser Art. Sie ist nicht der niederschlagende Schmerz, ein hohes sittliches Ideal nicht erreicht zu haben, — darüber könnte man sich ja schließlich trösten mit dem Gedanken: es erreicht das eben keiner; nein, echte Reue kann sich nichts selbst verzeihen, weil sie sich nicht gegen sich selbst, sondern gegen Gott, den Allliebenden und Heiligen, schuldig weiß. Dort hat sie um Gnade anzuklopfen. Sie vergißt die Welt um sich her, wie der Zöllner im Tempel; sie ist der reine Schmerz, der höchstens die Welt mittrauern sieht, wie Luther so sinnig sagt:

Ein furchtsam Herz und demütig, erschrocken Gewissen thut auch wohl närrischer Ding, damit es beweise, daß es sein Ernst sei, und wo es möglich wäre, so zwänge es auch Stein und Holz zu trauern, und alle Kreaturen mit ihm zu weinen, und dennoch sich dünken ließe, es wäre nicht genug. Denn es ist unaussprechlich und unbegreiflich, was für ein Ernst ist um ein recht reuiges Herz: das meint, es solle aller Welt so zu Mute sein, und thun, wie es thut.

Hört die Bußpsalmen des heiligen Sängers, um zu verstehen, was es heißt, vor Gott sich schuldig wissen:

Ach Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm. Herr, sei mir gnädig, denn ich bin schwach; heile mich, Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken. Und meine Seele ist sehr erschrocken. Ach du Herr, wie so lange! Wende dich Herr, und errette meine Seele, hilf mir um deiner Güte willen.

Das ist göttliche Traurigkeit, göttlich, weil sie von Gott ausgeht und zu Gott hinstrebt, weil sie eine Reue wirkt, die niemanden gereut. Religiöser, echt frommer Schmerz über die Sünde trägt in sich selbst den Lebenskeim der Heilung. Wo immer nur Gott dem Herzen noch ein Lebendiges ist, da ist es

von dem Tode gerettet. Schon der Fromme des alten Bundes kennt Gott als den gnädigen; wieviel mehr der Christ, der in Christo den Thatbeweis der erbarmenden Gnade leibhaftig vor sich sieht. Der Blick des Herrn, welcher im Zwielicht dort den verleugnenden Petrus traf, war die stärkste Gewissenspredigt, aber zugleich der nachhaltigste Trost. Weil Liebe die höchste Vollkommenheit ist, drum ist uns Christus in seiner Vollendung nicht eine Schreckensgestalt, die uns unsre eigne Niedrigkeit schmerzlich empfinden läßt, sondern die Gewißheit der Vergebung, die Quelle eines neuen Lebens.

Denn die heilige Schrift, immer die Dinge in ihrem tiefsten Wesen erfassend, kennt gar keine Reue, die nicht zugleich Lebenserneuerung, Aenderung des Sinnes wäre. Jenes schmerzliche Gefühl ist ihr der Vorbote, die Bedingung der neuen Geburt, aber an sich legt sie ihm keinen Wert bei; dasselbe muß in frischem Ergreifen der gottgegebenen Aufgaben, in lebendigen Entschlüssen, in erneutem Wachen über sich selbst eine bleibende Frucht schaffen. Sie ist nicht wie jene Reue, die am Grabe der Vergangenheit ihre Trauerkränze aufhängt, sondern sie kehrt sich in dem Bewußtsein der Vergebung dem Leben, dem Schaffen, der innern und äußern Arbeit zu. Christliche Reue wird sofort Buße.

Es giebt eine irregeführte Auffassung der Reue auch unter den evangelischen Christen: Laute Klage über die eigne Nichtigkeit, ein wortreiches Sich selbst verurteilen, ein offenes und sehr schmerzliches Bekenntnis der Sünde — das soll echt christliche Reue sein. Wie gesagt, schon der Sprachgebrauch der Schrift verurteilt diese Auffassung. Gewiß werden dem Christen Erfahrungen kommen, wo diese Empfindung in ihm stark und mächtig ist; aber er wird sie fruchtbar zu machen suchen, indem er in freudigem Glauben sich dem zuwendet, der in dem Schwachen mächtig ist. Jenes Aufgehen im Sündenschmerz ist für die sittliche Entwicklung überaus gefährlich; es wird leicht Manier und dadurch zur Lüge und Heuchelei; es schlägt leicht bei aller scheinbaren Demut in deren Gegenteil, in Hochmut um, und es lähmt und verweichlicht die sittliche Energie. Es ist doch ein versteckter Hochmut dahinter, ein Prunken mit dem eignen Ich, und wäre es auch nur mit dessen Sünde. Aber wir sollen uns Gott gegenüber selbst vergessen lernen mit unsern Vorzügen, wie mit unsern Sünden.

Freilich das ist gewiß: immer wird in dem Christen die schmerzliche Empfindung seiner Unvollkommenheit lebendig sein; aber diesem Schmerze ist der Stachel, das Entnervende und Hemmende genommen. Wir sind traurig und doch allezeit fröhlich. Ein Paulus, obwohl sich rühmend: Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat! ist doch nicht von der Erinnerung an seine trübe Vergangenheit losgekommen. Aber statt ihm zur Hemmung zu werden, wird diese seine Lebensgeschichte ihm zum lautesten Zeugnis der Gottesgnade, zum steten Antrieb, wieder gut zu machen, was er versäumt, ja zum unerschöpflichen Quell der Freudigkeit: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.

Ein aufrichtig Bereuender, hat jemand gesagt, vergiebt sich nie. Das ist sehr mißverständlich. Soll das heißen, daß ein aufrichtig Bereuender nie vergißt, was er gethan, sondern zur eignen Lehre, Strafe und Besserung die eigne Vergangenheit an sich arbeiten läßt, so ist das Wort richtig: bei fremder Schuld heißt vergeben soviel wie vergessen, bei eigner Schuld nicht. Bedeutet es aber soviel, als daß nie der Friede wieder in der eignen Brust Raum finden soll, so ist es unchristlich. Nur stolze Reue vergiebt sich niemals; nur ein Herz, das größer sein will als Gott, kann auf dem Trotze, sich nicht verzeihen zu wollen, beharren. Hat Gott mir vergeben, darf ich, muß ich mir dann nicht selbst vergeben?

Wie die äußern Erscheinungen der Reue sind, das ist völlig nebensächlich; das hängt, wie einer richtig gesagt hat, oft mehr von den Nerven, als von der sittlichen Kraft ab. Ob einer in heftigem Ansturm des verklagenden Gewissens mit Petrus in Thränen ausbricht oder mit dem Schächer in ein zurechtweisendes Wort gegen seinen Nächsten seine Empfindung kleidet; ob einer, von Natur leicht erregbar, auch hier von seinen Empfindungen länger festgehalten wird, als der Ruhige, der sich rasch überwindet, das ist gleich.

Es giebt rüstige Streiter, welche aus praktischem und sittlichem Heroismus vom Schmerz um Geschehenes, vom Spähen nach etwaigen Zusammenhängen von Schuld und Unglück sich abwenden. „Nur keine Reue", ist ihr Wahlspruch. Sie sollen nicht gescholten werden. Wenn das kräftige Verschmerzen, das entschlossene Abwenden sie dazu führt, in Zukunft nicht nur die äußeren, sondern die sittlichen Ursachen zu meiden, deren Folgen sie zu tragen hatten, dann mag in dem kurzen Prozeß ihrer Frontwendung eine Läuterung einbegriffen sein, die sie davon losspricht, gebeugten Hauptes rückwärts zu blicken. (Ewiges und Alltägliches 2, S. 261.)

Aber da sein muß in jedem Christenleben unausgesetzt die zur Demut verklärte Reue. „In täglicher Reue und Buße" soll unser alter Adam sterben. Das ist ein Lebensgrundsatz, keine Schablone.

Wir kehren zurück, wovon wir ausgingen, zu Goethes Wort. In welchem Lichte erscheint es uns jetzt? Wir fanden auch, daß es Naturen giebt, „welche das eigne moralische Selbst so hoch schätzen, daß sie ihm nichts verzeihen wollen". Aber wir setzen das nicht auf Rechnung eines „zu zarten Gewissens"; sondern es ist Glaubenslosigkeit, Trotz gegen Gott. Wann ist ein Gewissen zu zart? Das ist ein unsittlicher Begriff, den der Christ nicht kennt. Wir fanden auch, daß die Reue „hypochondrische Menschen" macht, ja daß sie in den Tod treiben kann. Aber wir setzen das nicht auf Rechnung der Reue an sich; sondern es ist wiederum die Glaubenslosigkeit der Reue, die solches wirkt. Wir fanden auch, daß eine „große Thätigkeit" des Lebens Ziel, des Christen Aufgabe ist; aber wir empfahlen sie nicht als Gegengewicht gegen die Reue, sondern sahen, daß sie gerade aus der echten Reue heraus geboren wird.

Wie Goethe sich äußert, so muß sich der über die Reue äußern, der Erschütterungen des innern Menschen verwirft. Es heißt aber die Sittlichkeit töten, wenn man auch ihr die Fessel des Maßhaltens anlegen will. P D

Glaube und Dogma

Uebersicht: 1. Anlaß der Untersuchung; 2. Wider das Dogma; 3. Für das Dogma; 4. Ausgleich

1. Anlaß der Untersuchung

Daß in unsrer evangelischen Kirche nicht alles ist, wie es sein sollte, das ist eine Erkenntnis, die sich heute der weitesten Kreise bemächtigt hat. Wenigstens unter denen, welche die evangelische Kirche lieben, ist diese Erkenntnis weit verbreitet. Ich meine damit nicht zunächst das Bewußtsein, daß die Kirche mit ihrem Glauben und Leben hinter dem Ideal gar weit zurückbleibt. Das ist freilich auch der Fall. Wir lassens eben so oft am vollen Eifer und an der ganzen Hingabe fehlen — wie sollte das nicht auch an der Kirche zu spüren sein? Aber davon rede ich jetzt nicht. Ich meine vielmehr die allgemeine Erkenntnis, daß in den Ordnungen und Einrichtungen der Kirche etwas mangelt, und daß sie dadurch in der Erfüllung ihrer Aufgabe gehemmt wird. Wo aber ein erlauchter Kranker ist, da sammeln sich die Aerzte. So auch hier. Sehr verschieden sind die Mittel, die sie empfehlen. Der eine sucht den Schaden im Verhältnis zum Staat oder in der Verfassung, der andre in den Gottesdiensten und ihrem einseitig lehrhaften Charakter, der dritte in der Lehre, die den geistigen Anforderungen der Zeit nicht entspreche. Nach der Diagnose richtet sich dann das Mittel, welches verordnet wird. Nicht selten nimmt aber die zuletzt erwähnte Ansicht die Gestalt an, daß man sagt: Das Dogma ist veraltet; es steht im Widerspruch mit unsrer heutigen Welterkenntnis; kein Wunder daher, daß so viele Gebildete der Kirche entfremdet sind: das Dogma stößt sie ab, es muß sie abstoßen; auch wenn sie gern glauben möchten, sie können es nicht. Und die Forderung lautet dann, daß das Dogma abgethan, daß eine Rückkehr vom Dogma zum Glauben angebahnt werde.

Die Schrift von Dreyer*) über Undogmatisches Christentum hat uns diese Betrachtung nahe gelegt. Sie hält eine Richtung ein wie die, welche eben angedeutet wurde. Indem

*) Otto Dreyer, Undogmatisches Christentum. Betrachtungen eines deutschen Idealisten. Braunschweig 1888. 100 S.; 2 M.

sie es thut, behandelt sie ein Thema, das auch für die Leser unsers Blattes von Interesse ist. Wir wollen demselben einige Betrachtungen widmen. Vorweg aber ein paar Bemerkungen über das Buch, das uns die Veranlassung dazu bietet.

Es ist im ganzen genommen ein erfreuliches Buch. Der Verfasser ist ein Vertreter der sogenannten liberalen Theologie. Als solcher nimmt er das Wort. Aber nicht um vom eignen Standpunkte aus die Andersdenkenden — er nennt sie die Orthodoxen und Vermittler — zu schelten, bei diesen alles falsch und im eignen Lager alles herrlich zu finden. Solche Tiraden kennen wir. Sie fördern nichts, und sie täuschen niemanden, kaum ihre eignen Urheber. Die Betrachtungen Dreyers sind von andrer Art. Es ist ihm um die Sache zu thun. Licht und Schatten werden auf hüben und drüben verteilt. Und es ist keineswegs bloß der gute Wille und die aufrichtige Meinung seiner Gegner, denen er Anerkennung zollt. Sein Lob gilt vielfach der orthodoxen Richtung als solcher, natürlich nicht in allen ihren Spielarten und Vertretern, aber doch der Richtung als solcher. Er versucht sich und seinen Lesern klar zu machen, worin die Vorzüge der Orthodoxie bestehen, was ihren Wert begründet, worin ihre religiöse Kraft liegt. Daneben fehlt es nicht an Kritik. Doch verletzt sie nicht, da sie auch Selbstkritik einschließt und dadurch den ernsten, auf die Sache gerichteten Sinn verrät, aus dem sie entsprungen ist.

Aber nicht bloß dieses gewissenhafte Streben nach abwägender Gerechtigkeit ist es, was das Buch erfreulich macht. Es geht auch ein warmer Ton durch das Ganze. Man gewinnt den Eindruck, daß es aus dem kirchlichen Interesse des Verfassers, aus der Sorge um die Kirche hervorgegangen ist. Nicht der Anwalt der heutigen Kultur und Geistesbildung redet zu uns, der um ihretwillen die Kirche beschränken und beschneiden möchte, sondern der Vertreter der Kirche, der sie preisen und empfehlen möchte als die Inhaberin des Einen, das not thut, auch heute, auch für die, die ihr entfremdet sind und in dem Genusse moderner Geistesschätze gar satt zu haben meinen. Dadurch muß das Buch auch solchen Lesern Teilnahme abgewinnen, die manche andre Erzeugnisse dieser Richtung, welche sich die Versöhnung des Christentums mit der Kultur der Gegenwart zum Ziel setzen, enttäuscht und gelangweilt aus der Hand legen.

Was nun den Inhalt betrifft, so ist er im allgemeinen schon oben charakterisirt worden. Auch der Titel des Buches weist auf ihn hin. Dreyer fordert die Rückkehr vom Dogma zum Glauben, aus dem es ursprünglich hervorgegangen. Denn so beschreibt er seine Entstehung, daß im Dogma der Inhalt des Glaubens in begriffliche Formen gefaßt worden sei. Eben daraus ergiebt sich für ihn, daß das Dogma so leicht zu einem Hemmnis des Glaubens werden kann, dem es doch dienen sollte. Begriffliche Formen sind nämlich dem Wechsel unterworfen, während der Glaube der eine selbe bleibt. Und so kann es kommen, daß das Dogma, weil es einer vergangenen Zeit angehört und ihr Gepräge trägt, einer späteren Periode und ihrem Denken fremdartig gegenüber steht, wohl gar in Widerspruch damit gerät. Unter einem solchen Notstande leidet die evangelische Kirche in unserm Jahrhundert.

Das fromme Gemüt fordert — so entwickelt Dreyer näher — Gewißheit des Glaubens und Befriedigung des Autoritätsbedürfnisses; es will die Pietät gegen die heilige Ueberlieferung gewahrt wissen und sich der Einigkeit im Glauben mit den Vätern freuen; es verlangt gebieterisch, daß die Religion nicht bloß geduldet, sondern als das Höchste anerkannt werde, und will das Mysterium schlechterdings nicht entbehren. Es ist die Stärke der Orthodoxie, daß sie alle diese Postulate zu befriedigen scheint. Ihre Schwäche ist, daß sie Glaube und Dogma verwechselt, daß sie das fromme Gemüt statt an den Glauben an das Dogma bindet. Denn dadurch tritt sie in Widerspruch mit den übrigen Postulaten des Geisteslebens, mit der modernen Wissenschaft, mit der durch diese als wahr erwiesenen Natur- und Weltanschauung. Aber nicht bloß das. Ja, es ist nicht einmal das Schlimmste. Der Hauptmangel ist, daß sie eben durch dasselbe gehindert wird, jenen Postulaten wirklich voll und ganz zu genügen. Denn das Dogma, auf welches sie verweist, ist eine äußerliche Größe, Menschenwerk

und wandelbares Erzeugnis des Denkens. Deshalb fehlt ihrer Position die Freiheit und Unabhängigkeit, welche allein der aus dem Geiste geborne und auf den Geist gerichtete Glaube gewährt. Setzt man hier eine äußere Größe ein, so muß man es ganz thun, wie es in der römischen Kirche mit ihrem unfehlbaren Lehramt, mit ihren täglichen Mysterien und Mirakeln geschieht. Will man das nicht, kann man es nicht um des Glaubens und Gewissens willen, so ist man, ganz abgesehen auch von dem Konflikt mit dem übrigen Geistesleben, mit jenen Forderungen des frommen Gemüts selber in einer mißlichen Lage, in einer ängstlich zu behütenden und auf die Dauer doch unhaltbaren Position. Die liberalen Theologen und Kirchenmänner sind dagegen oft viel zu gleichgiltig gegen jene berechtigten Postulate selbst. Und sie werden doch nicht gewinnen, wenn sie für dieselben keine Befriedigung haben, wenn sies nicht lernen, daß die Religion das Eine ist, was not thut, daß es sich nicht darum handelt, die Kultur in der Kirche, sondern darum, die Kirche in der Kulturwelt zur Geltung zu bringen. Die Vermittler endlich — nun, es sind viele fromme Christen und tüchtige Männer unter ihnen. Man soll es nicht gering anschlagen, daß sie in ihrer Person, in ihrem persönlichen Christentum eine Versöhnung von Christentum und Kultur zur Darstellung bringen. Dadurch leisten sie viel, oft sehr viel für die gute Sache. Aber ihre Theorien taugen nichts. An dem altehrwürdigen Gebäude der Orthodoxie beseitigen sie die Ecken und Kanten und setzen ihm dafür moderne Zierraten auf: dadurch machen sie es auch ästhetisch ungenießbar, während doch keine Rede davon ist, daß durch solche Künste den Forderungeu des modernen Geistes sollte genug gethan werden. Das ist die üble Lage, in der wir uns befinden.

Und der Ausweg? Er ist kein andrer als der genannte, der unserm Buche auch den Namen gegeben hat. Das Dogma muß beseitigt, der Glaube muß sich selbst zurückgegeben werden. Der Glaube entspringt aus dem geheimnisvollen Grunde des persönlichen Lebens und ist allen theoretischen Erwägungen inkommensurabel. Wiederum hat der christliche Glaube seinen Gegenstand und sein Fundament an der Person Jesu Christi, des Herrn, in welchem das vollkommene religiöse Vorbild zur überwältigenden Gottesoffenbarung geworden ist. Dieser Glaube kann mit der denkenden Weltbetrachtung nicht in Konflikt geraten, weil er auf die ewigen Ursprünge des Ganzen und alles Einzelnen gerichtet ist, auf das, was auch der Wissenschaft Geheimnis bleibt, so daß sie ihre Grenze daran hat. In diesem Glauben finden vor allem die Postulate des frommen Gemüts ihre volle Befriedigung. In ihm, nur in ihm, im undogmatischen Christentume liegt daher das Heil. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo dieser Glaube sich in einem neuen Dogma einen neuen Leib aus dem Begriffsmaterial unsrer Tage anbildet. Aber das bleibt ungewiß. Es ist auch nicht ohne Bedenken, da jedes neue Dogma wieder dieselben Gefahren wie das alte heraufbeschwören kann. Jedenfalls muß das der Zukunft vorbehalten bleiben. Für jetzt, vielleicht für immer, liegt das Heil im Glauben ohne Dogma.

Das ist in flüchtigen Umrissen der Inhalt dieser Betrachtungen eines deutschen Idealisten. Unzweifelhaft ist manches darin berechtigt. Wem die hier geschilderte Not der Kirche nie auf die Seele gebrannt, der mag es leugnen: wir vermögen es nicht. Und doch glaube ich, daß der Ausweg, den uns Dreyer zeigt, nicht der rechte ist. Wir wollen der Sache näher treten, die wahrlich die Aufmerksamkeit aller gebildeten Christen im höchsten Maße verdient. Wir wollen es thun, indem wir uns zunächst mit Dreyer vorhalten, was gegen das Dogma spricht. Dann soll gegen Dreyer dargethan werden, daß ein Dogma dem Glauben wie der Kirche unentbehrlich ist. Endlich wollen wir anzudeuten versuchen, wie sich beides nach unsrer Ueberzeugung zusammen verträgt.

Und vielleicht schenkt außer dem freundlichen Leser auch der Vertreter des undogmatischen Christentums selbst uns ein geneigtes Ohr. Er hat sein Buch um der Verständigung willen geschrieben, also auch und namentlich für solche, die auf einem andern Standpunkte stehen, d. h. für Orthodoxe, Pietisten und Vermittler. Schreiber dieses möchte in ihrer aller Namen reden. Er glaubt es zu können. Er ist nämlich von Hause aus ein Orthodoxer und Pietist; er hat auch niemals aufgehört es zu sein, sondern bekennt sich freudig zu den idealen Forderungen dieser Richtungen, Autorität und Weltflucht eingeschlossen: sie sind ihm unveräußerliche Momente der persönlichen christlichen Ueberzeugung geblieben, auch nachdem er sich der Theologie entfremdet hat, welche in jenen Kreisen die herrschende ist. Eben dadurch aber ist er dann unter die „Vermittler“ geraten — obwohl ihm nichts weniger sympathisch ist, als was Dreyer als deren System und Methode schildert. Immerhin, er darf vielleicht für sie alle sprechen.

J K

Die Bewegung gegen den Sklavenhandel in Deutschland

Die afrikanische Frage steht bei dem diesmaligen Jahreswechsel im Vordergrunde des öffentlichen Interesses; mehr als es je zuvor bei uns in Deutschland der Fall war, wird den neuesten Nachrichten von Afrika mit Spannung entgegen gesehen. Wird es doch immer klarer, daß wir in Bezug auf die Geschichte des dunkeln Erdteils an einem hochbedeutsamen Wendepunkte stehen, wichtig sowohl für die künftige politische Gestaltung, wie für den Gang des Reiches Gottes auf Erden. Der Punkt aber, an welchem sich in diesen Tagen die Gegenströmungen des christlichen Europa und des muhammedanisch-heidnischen Afrika begegnen, ist die Sklavenfrage.

Für die Araber, in deren Händen gegenwärtig der afrikanische Sklavenhandel fast ausschließlich liegt, trat eine kritische Zeit ein, als sich von europäischer Seite die ersten christlichen Einflüsse in dem neuentdeckten Innern Afrikas geltend machten. Die Begründung von weitverzweigten englischen Missions- und Handelsniederlassungen am Nyassa-See; die Anlage der politischen Stationen am Kongo, welche bis tief in das Herz des Erdteils reichen, und endlich das energische und gründliche Vorgehen der deutschen Ansiedler in Ostafrika, wo Land und Volk durch langjährige englische Missionsarbeit bis zu einem gewissen Grade schon vorbereitet waren — das alles brachte in den jüngsten Tagen die über den größten Teil Afrikas zerstreuten arabischen Händler zu der überraschenden und unbequemen Erkenntnis, daß sie in größter Gefahr waren, ihr schändliches und bisher von niemandem angefochtenes Monopol zu verlieren. Das war für die Araberführer im Innern Afrikas Grund genug, den Aufstand an der ostafrikanischen Küste zu entfachen, zu dessen Beschwichtigung nun unsre Kriegsschiffe und die der befreundeten Mächte ihren ehernen Mund aufthun.

Als diese Dinge in Afrika noch unter der Oberfläche gährten und nur hin und wieder eine beunruhigende Nachricht auf das Kommen eines gewaltsamen Ausbruchs hindeutete, entstand in der christlichen Welt eine unerwartet schnell wachsende Bewegung gegen jenen fluchwürdigen Handel der Araber, die sogenannte Antisklavereibewegung. Fast alle christlichen Nationen des westlichen Europas trafen hierbei in warmer Teilnahme für die armen Negervölker Afrikas zusammen; aber am lautesten und am vielstimmigsten erscholl in Deutschland der Ruf: Der Sklavenhandel muß aufhören. Mit Stolz und Genugthuung begrüßte das deutsche Volk die Worte seines Kaisers bei der Eröffnung des Reichstags, welche es als eine unumgängliche Pflicht Deutschlands bezeichneten, Afrika für die christliche Gesittung zu gewinnen, und damit wieder einmal unverblümt aussprachen, daß das Deutsche Reich eine christliche Mission in der Welt zu erfüllen habe. Und so finden wir denn jetzt in der That allenthalben in Deutschland einen förmlichen Wetteifer an Kundgebungen und Plänen zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Es zeigt sich ein erfreuliches Zusammengehen sonst getrennter Elemente: Kolonialpolitiker, Missionsfreunde, Kaufleute und Forschungsreisende — sie alle gehen in der Sklavenfrage einmütig mit einander.

Man kann in dieser Bewegung jetzt, wo die Sache in Fluß gekommen ist und nachdem die erste Unklarheit überwunden

wurde, zwei Strömungen unterscheiden. Die eine ist vorzugsweise von politischen Gesichtspunkten beeinflußt, während die andre mehr religiöse Motive in den Vordergrund stellt. Auf beiden Seiten aber dienen christlich-humane Gedanken zum Ausgangspunkte. Die erste dieser beiden Strömungen finden wir in den Kolonialkreisen, und zwar naturgemäß am stärksten in denen, welche mit der Ostafrikanischen Gesellschaft Fühlung haben. Der Widerspruch gegen die Sklaverei ist bei ihnen allerdings noch ziemlich jungen Datums. Wir haben es nicht schon vergessen können, daß in dem Organ der Ostafrikanischen Gesellschaft vor nicht gar zu langer Zeit noch Artikel zu lesen waren, welche den Sklavenhandel nicht mit Entschiedenheit verwarfen, sondern vielmehr zu einer bequemen Lösung der Arbeiterfrage fortbestehen lassen wollten. Aber das scheint doch jetzt glücklicher Weise ein völlig überwundener Standpunkt zu sein. Das Kreuz, welches einen Bestandteil in der deutsch-ostafrikanischen Flagge ausmacht und die der Gesellschaft erwachsende Aufgabe symbolisch darstellt, ist neuerdings gerade bei der Sklavenfrage zur Geltung gekommen; unsre Kolonialpolitiker sind mit rühmenswertem Eifer in den Kampf gegen dieses afrikanische Uebel eingetreten, und das hat ihnen manche schon halb verscherzten Sympathieen bei vielen Wohlgesinnten wieder gewonnen.

Wenn wir dagegen die religiöse Seite ins Auge fassen, so läßt sich die Antisklavereibewegung, wie jeder Kundige weiß, weit zurückverfolgen. Seitdem es eine evangelische Mission in Afrika giebt, ist auch in den Kreisen der Missionsfreunde, welche ihr Geld und ihr Gebet für die Neger Afrikas geopfert haben, eine bewußte Gegenströmung gegen den Sklavenhandel vorhanden gewesen. Für unsere Missionsversammlungen, die sich mit Afrika beschäftigt haben, war seit Jahrzehnten die Sklavenfrage eine brennende. Daß aber diese von religiösen Motiven geleiteten Bestrebungen neuerdings in ungewöhnlicher Weise in die Oeffentlichkeit getreten sind, ist dem Auftreten und den Bemühungen des Kardinals Lavigerie aus Algier zu danken. In echt südländischer Begeisterung und wohl auch Ueberschwänglichkeit hat er seine Stimme in Paris, Brüssel und London erhoben und überall viel Teilnahme geweckt, obgleich er eigentlich nichts andres gesagt hat, als zahlreiche Missionare und Forschungsreisende vor ihm. Nach Deutschland zu kommen wurde er verhindert; er schrieb dafür einen Brief an unsern Reichskanzler und eine Denkschrift an die Katholiken-Versammlung in Freiburg. Beide Schreiben haben bei denen, an die sie gerichtet waren, einen lebhaften Wiederhall gefunden. Besonders im katholischen Deutschland, welchem noch eine besondere päpstliche Aufforderung zu teil wurde, ist seit jenem Katholikentage die Bewegung lebhaft in Fluß gekommen. Roms Stärke, die gute Organisation, kam der Sache sehr zu statten. Die Denkschrift des Kardinals Lavigerie fand ihren Weg in alle katholischen Blätter und Blättchen, und nachdem die leitenden Persönlichkeiten sich der Angelegenheit angenommen hatten, wurde bald eine zielbewußte Agitation ins Werk gesetzt. Die bekannte Gürzenich-Versammlung in Köln eröffnete dieselbe; andre Städte folgten nach, und vielfach begegneten sich die Vorträge in diesen Versammlungen mit den von warmer Humanität eingegebenen Reden, welche hin und her durch ganz Deutschland in den Abteilungen des Kolonialvereins gehalten wurden. Diese ganze im Volke wurzelnde Bewegung fand in der Reichstagsdebatte vom 14. Dezember ihren zusammenklingenden Ausdruck.

Wir begrüßen diesen allseitigen Eifer, welcher, um mit Livingstone zu reden, „die offne Wunde der Welt" zu heilen sucht, mit großer Freude. Es ist ein erhebendes Schauspiel, zu sehen, wie alle christlichen Nationen unter der Führung des Deutschen Kaisers und unter der Anleitung unsers großen Reichskanzlers sich zu energischen Maßnahmen gegen die Sklavenhändler die Hände reichen. Ja, so groß ist das moralische Gewicht dieses einmütigen Vorgehens, daß selbst muhammedanische Machthaber, welche durch die Einrichtung ihrer Harems mit den Sklavenräubern eigentlich zu liebäugeln gezwungen sind, sich der Bewegung gegen dieselbe nicht entziehen können, sondern mit saurer Miene sich ins eigne Fleisch schneiden müssen. Wir haben lange keinen ähnlichen Triumph des christlichen Geistes in der großen Welt erlebt.

Ferner erfüllt uns beim Blick auf diese Bewegung gegen die Sklaverei auch der Umstand mit großer Freude und Genugthuung, daß wir hier einmal einen willkommenen friedlichen Berührungspunkt zwischen der protestantischen und der katholischen Welt vor uns haben. Je seltner der Fall eintritt, daß sich evangelische und römische Männer zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichen, um so wohlthuender berührten uns die Berichte über die Gürzenich-Versammlung zu Köln, an welcher sowohl der evangelische General-Superintendent wie der katholische Erzbischof und andre hervorragende Männer beider Bekenntnisse teilnahmen. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht fruchtlose Reminiscenzen über die alten Sünden Roms in Sachen des Sklavenhandels auffrischen. Wenn die protestantischen Mächte auch in diesem Punkte sehr viel reiner dastehen, so zeigt doch die ältere Kolonialgeschichte auch auf unsrer Seite manchen wunden Punkt. Wir rechnen darum nur mit der Gegenwart und freuen uns, daß Rom den Kampf gegen die Sklaverei jetzt so kräftig aufnimmt. Wir an unserm Teile wollen gern zu gemeinsamer Arbeit auf neutralem Boden die Hand reichen.

Aus dem Gesagten mag man erkennen, wie sympathisch wir die ganze gegenwärtige Bewegung ansehen, und daß wir weit entfernt sind, ihre Bedeutung zu unterschätzen. Andrerseits aber hüten wir uns auch wohl, sie zu überschätzen. Es wird von dieser Sache in manchen öffentlichen Reden und schwungvollen Zeitungsartikeln in einem so hochfahrenden Tone gesprochen, daß die unkundigen Leser glauben müssen, wir hätten es mit einer Humanitätsbewegung ohne Gleichen zu thun. Besonders von Rom aus, wo man ja stets seine Mittel als unfehlbar und einzigartig anzupreisen sich gewöhnt hat, klingt oft ein Ton durch die ultramontanen Blätter, als ob nur erst der Papst und seine Getreuen das Elend der afrikanischen Neger erkannt und den Weg zur Abhilfe gefunden hätten. Dem gegenüber sei doch nachdrücklich auf die hundertjährige Geschichte des Kampfes gegen die Sklaverei hingewiesen. Es hat sich neuerdings in weiten Kreisen unsers Volkes ein gewisser gereizter Ton gegen England und englisches Wesen eingeschlichen — wir wollen nicht untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht — und in Folge dessen mögen Manche, welche öffentlich das Wort führen, es geflissentlich verschweigen, daß wir Deutschen, die wir an der Spitze der gegenwärtigen Antisklavereibewegung stehen, hierbei in die Fußtapfen der Engländer getreten sind. Wir brauchen nur an Namen wie Wilberforce, Livingstone und Bartle Frere zu erinnern, mit denen der Kampf gegen die Sklaverei für alle Zeiten verknüpft ist, um zu zeigen, daß es keine Deutschen, noch viel weniger römische Päpste gewesen sind, welchen in dieser Sache die Führerrolle zukommt. Jedenfalls haben auch die bei uns in Deutschland viel zu wenig beachteten evangelischen Missionskreise sich lange vor unsern politischen Wortführern an die Bekämpfung der Sklaverei gemacht; es liegt in ihrer Art, daß sie es ohne Prahlerei nach außen hin gethan haben. Daß sie aber auf dem rechten Wege waren, das schwierige Problem in der einfachsten, wenn auch nicht schnellsten Weise zu lösen, wird heutzutage immer mehr erkannt. Das wird unsrer Mission auch in Zukunft bei der Neugestaltung der afrikanischen Verhältnisse eine hervorragende Rolle sichern.

Hierbei dürfte sich bald ein Wettstreit zwischen der evangelischen und der römischen Kirche erheben. Die deutschen Katholiken haben, von Rom aus ermuntert und finanziell unterstützt, die günstige Gelegenheit benutzt, um auf eine Verstärkung ihrer afrikanischen Mission hinzuarbeiten. Sie waren gerade dort sehr im Rückstande gegen die evangelische Kirche, wie überhaupt die Missionsleistungen der deutschen Katholiken durchaus keinen Vergleich mit der deutschen evangelischen Missionsthätigkeit aushalten. Da bot die Antisklavereibewegung, welche von Freiburg aus systematisch in das katholische Volk getragen wurde, ein willkommenes Hilfsmittel. Als Frucht der konfessionslosen Versammlung in Köln erschien eines Tages der Afrika-Verein deutscher Katholiken, welcher sich in seinen Satzungen deutlich genug als ein neuer Missionsverein charakterisirt. Als einer seiner Zwecke wird dort nämlich hingestellt: „die Zivilisation der Neger durch Bekehrung zum Christentume", und das soll erreicht werden „durch Gründung von Missionen, von Waisen-,

Kranken- und Erziehungshäusern" und dergleichen. Jetzt will der Verein noch in erster Linie eine Agitation durch Versammlungen und Presse ausüben, um die Regierung zu kräftigen Maßregeln gegen die afrikanische Sklaverei zu nötigen; bald aber werden wir sehen, daß der Verein sich lediglich auf die Sammlung von Missionsgeldern beschränkt. Nun soll Deutsch-Ostafrika für diese neue katholische Mission die Operationsbasis bilden. Es ist ja noch viel Platz dort; aber leider haben wir mannigfache Gründe, zu fürchten, daß die römischen Missionare nicht das den evangelischen Missionen fern liegende Gebiet anbauen werden, sondern daß sie, wie anderswo, so auch dort, als Störenfriede der englischen und deutschen evangelischen Missionsstationen auftreten werden. Von diesem Gesichtspunkte aus würden wir es geradezu für ein Unglück halten, wenn der phantastische Plan zur Ausführung kommen sollte, an dessen Verwirklichung noch immer gewisse katholische Kreise festhalten, daß nämlich eine sogenannte „heilige Legion" einen modernen Kreuzzug gegen die Sklavenjäger an den afrikanischen Seen unternehmen soll. Wenn trotz dem für Europäer gefährlichen Klima und trotz den feindseligen Arabern eine solche bewaffnete römische Macht sich Jahre lang in Innerafrika aufhielte, so würde das sicherlich der evangelischen Mission schweren Schaden bringen. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Sendboten Roms mit Waffengewalt die evangelischen Missionare verdrängt und sich an ihre Stelle gesetzt haben. Wir wollen darum nichts von einem „modernen Kreuzzuge" wissen, ganz zu schweigen von seiner unevangelischen Art, und möchten, soweit das deutsch-ostafrikanische Gebiet in Frage kommt, den leitenden Personen von Neuem ein Caveant consules! zurufen.

Für die kirchlichen Kreise des evangelischen Deutschlands aber ergiebt sich aus dem selbständigen Vorgehen der deutschen Katholiken, die in jeder Stadt und jedem Dorfe einen Zweigverein des Afrika-Vereins gründen wollen, die Notwendigkeit, die Hände nicht müßig in den Schooß zu legen. Es stimmen alle Sachkundigen überein, daß für Afrika nicht genug geschehen ist, wenn die Macht der Sklavenhändler gebrochen wird. Nur das Christentum und die in ihm liegenden Lebenskräfte können neues Leben auch aus den dortigen Ruinen wecken und den Sklavenhandel dauernd beseitigen. Darum ist es unsre Aufgabe, zu welcher wir alle unsre Freunde aufrufen, dafür einzutreten, daß die jetzt schwer bedrohte englische Mission in Ostafrika erhalten und nicht etwa, wie in Kamerun, hinausgedrängt wird. Die größte englische Missionsgesellschaft hat im Bereiche der deutschen Interessensphäre schon unschätzbare Opfer an Menschen und Geld gebracht. Sie in offener oder versteckter Weise zur Aufgabe ihrer Stationen zu bewegen, wäre undankbar und zugleich unklug. Denn es ist, wie uns die neuesten Erfahrungen zeigen, überaus schwer, in Ostafrika festen Fuß zu fassen. Schon sind in den Kolonialkreisen hin und wieder Stimmen aufgetaucht, aus welchen man schließen konnte, daß man die Engländer am liebsten gehen sähe. Dem gegenüber kann von unsrer Seite nicht nachdrücklich genug auf die gesonderten Wege des Missionars und des Kolonisten hingewiesen werden. Unsre Missionare erfreuen sich des englischen Schutzes in Indien; die englischen Missionare in Deutsch-Ostafrika aber dürfen das gleiche von uns erwarten.

Dann aber bedarf es auch einer Stärkung der deutschen evangelischen Mission, welche sich mit den Vertretern der englischen Mission von vornherein in das beste Einvernehmen gesetzt hat. Ihr Hauptsitz, Dar es Salaam, ist nicht zerstört worden; es wird sicherlich kein bloßer Zufall sein, daß diese Station der Ostafrikanischen Gesellschaft, auf welche sich die evangelische Mission beschränkt hatte, allein von allen erhalten geblieben ist. Sorgen wir nun dafür, daß nach der Niederwerfung des Aufstands diese erste deutsch-evangelische Position auf dem ostafrikanischen Festlande zum Ausgangspunkte einer weitverzweigten evangelischen Missionsthätigkeit werde. Die durch unsre Kriegsschiffe befreiten Sklaven, welche unsern Missionaren in Dar es Salaam übergeben worden sind, machen schon jetzt eine ziemliche Erweiterung des Werkes notwendig, sodaß die Missionsgesellschaft zu Berlin sich nach neuen Freunden und reichlicher Unterstützung umsehen muß. Für das evangelische

Deutschland, welches mit Ausnahme der Kolonialkreise bisher der ostafrikanischen Sklavenfrage mehr Aufmerksamkeit als opferwillige Teilnahme entgegengebracht hat, ist hier eine gute Gelegenheit geboten, zu zeigen, daß es sich auch in diesen christlichen Bestrebungen von den deutschen Katholiken nicht überflügeln lassen will. Es ist zu Gunsten der afrikanischen Sklaven bisher viel geredet und geschrieben worden: es ist Zeit, daß man auch auf unsrer Seite Thaten sieht. Eine Sklavenfreistadt, wie sie England einst auf der Westküste Afrikas in Freetown geschaffen hat, ist jetzt bei dem deutschen Dar es Salaam im Entstehen. Hier gilt es für uns evangelischen Deutschen in Nord und Süd, rasch und kräftig mit Hand ans Werk zu legen. Hier muß auf unsrer Seite die nächste Frucht der Antisklavereibewegung reifen. P

Besuch bei einem Waldenser-Evangelisten in den Abruzzen

Vor einigen Wochen ist die neue Bahn von Rom bis Solmona, ins Herz dieser rauhsten Gebirgsgegend Italiens, eröffnet worden. Dort ragt Monte Morone, steil und wild wie einst, als Papst Cölestin in dessen Schluchten sein asketisches Einsiedlerleben führte. Der Gran Sasso reckt das königliche Haupt hoch über die anderen Berggenossen; die Maiella-Kette, in starrer Kalkbildung, ohne Strauch noch Kraut, nimmt in der durchsichtigen Atmosphäre violette und purpurne Färbungen an, wie man sie sonst nur den Dolomiten nachrühmt. Das Thal aber breitet sich weit in blühender Fruchtbarkeit, vom klaren Bergstrom benetzt. Früchte aller Art, köstliche Reben und Feigen, rote Liebesäpfel, Salat und Gemüse werden sorgfältig gepflegt und mit Maultieren zu den auf unwegsamem Felsgrat aufgebauten Bergstädtchen der Umgegend hinaufgebracht. Die auf ihren Ovid stolze Stadt hat seine Statue im Hofe des Gymnasiums aufgestellt. Eine eigentümliche Mischung von Gothik und Renaissance an Kirchen und Thoren überrascht den Beschauer. Offenbar hat die Entwicklung hier nicht gestockt wie in dem nahen Aquila, als der kaiserliche Aar der Hohenstaufen mit gebrochenem Fittig niedersank. Jedenfalls haben nun beide Städte eine neue Zukunft vor sich, wenn auch zu einer Welthauptstadt, wie Friedrich II. sie geträumt, ihnen jede Vorbedingung fehlt.

Aufwärts, den Quellen des Gizio zu, steigt das Gelände leise bis Pettorano, der ersten Haltestelle auf der großen Landstraße nach Neapel. Dort wußte ich einen Kolporteur-Evangelisten der Waldenser, den ich zu begrüßen beabsichtigte. Steil windet sich der Pfad zu dem Bergstädtchen selbst hinan; im Innern desselben verwandelt er sich sogar in lauter Treppen, wie man das häufig findet. Fast an senkrechter Wand empor klimmt man bis zum Palazzo ducale, der von seiner Höhe das weite Panorama von Bergen und Fluren beherrscht. Zwei Thorbogen eröffnen den Zugang zu einem viereckigen Hofe, in welchem ein Brunnenbecken von klassischer Früh-Renaissance-Form den malerischen Mittelpunkt bildet. Die hintere Absenkung des Berges führt steil hinab zu der in grünem Thalgrund entspringenden Quelle des klar sprudelnden Gizio, ein von Weibern und Kindern mit blankem Messingkruge viel begangener Weg, da leider die obere Wasserleitung durch Winterunbilde zerstört worden ist. Die Häuser haben meist ein auf Pilastern ruhendes Vordach, wodurch ein Eintrittshöfchen entsteht, unter welchem die Frauen, malerisch gelagert, der Sonntagsruhe pflegen. Die Tracht der Abruzzen ist sehr kleidsam: ein enger, dunkelblauer Rock mit bunter Schürze und rotem oder auch blauem Mieder, über dem das weiße Hemd handbreit sichtbar bleibt. Die Aermel sind im Sommer weiß; der Tuchärmel hängt lose angeschnürt darüber, um im Winter zu dienen. Schwere goldne Ohr- und Halsgehänge mit Ketten reichen bis auf Schulter und Gürtel. Auf dem Kopfe liegt das viereckig gefaltete Kopftuch, welches bis auf die Hüften herabfällt und der Frau eine ganz eigentümliche Würde verleiht. Trägt sie Trauer, dann wirft sie ein eben solches Stück schwarzen Schleiers darüber.

Beinahe auf der Höhe, von den eignen und den Schul-

kindern umdrängt, empfing uns der Evangelist und führte uns auf finstrer, enger Treppe in sein Haus. Ein tiefes, von glänzendem Kupfergeschirr umstelltes Kamin war der Stube einziger Schmuck; aber fünf liebe Kinder wetteiferten mit den Eltern, uns zu begrüßen. Da ich zum Morgengottesdienst und zur Sonntagsschule nicht hatte eintreffen können, bat ich ihn, eine kleine Nachmittagsandacht zu improvisiren. Wir gingen zur Schule, wo zwei enge Stuben mit dürftigem Gerät zu Gottesdienst wie Unterricht dienen; doch strömte durch die Altanthüren Licht und prächtige Bergluft reichlich herein. Bald war der Raum voll. Es ward gesungen, Schrift gelesen und erklärt und gebetet. Ich erfreute mich an der regungslosen Aufmerksamkeit der Kleinen wie Großen. Der zufällig eintretende Briefträger z. B. rührte sich nicht von der Stelle, bis er Joh. 11 bis zu Ende gehört; eine schöne Frau mit seltsamem Kopfputz von schwarzem Kaschmir verwandte kein Auge von dem Redner. Die Kinder vermochten vortrefflich zu folgen und waren offenbar in der Bibel wie im Gesangbuche zu Hause. Beim Schlußgebet stockte dem treuen Manne die Stimme, als er den Segen Gottes für Italien erflehte und betete, daß das Licht aufgehe über denen, die im Finstern sitzen.

Nachher plauderte ich ein Weilchen mit den Anwesenden. Die Frau, an deren Aufmerksamkeit ich mich besonders erfreut hatte, erzählte mir, daß sie von Scanno sei, dem höchsten Abruzzenorte, der sich griechischer Abkunft rühmt. Darum schauten die braunen, mandelgeschnittenen Augen unter so schmaler Stirn hervor und gab die ovale Linie Wangen und Kinn den klassischen Abschluß. Mit ungewöhnlich weicher Stimme erzählte sie mir von allen ihren Trübsalen, daß sie dreizehn Kinder gehabt und nur zweie behalten, daß die Arbeit im Felde trotzdem nie habe feiern dürfen, daß sie treulich zu allen Versammlungen komme, weil sie tiefes Leid trage über die Verworfenheit von Pettorano, wo man nichts höre als fluchen und schimpfen, was sie in der Heimat, wo größere Sittenreinheit herrsche, nie vernommen habe. Die Kinderchen plauderten von der Schule, daß der Schnee schon bald komme und sich bis Ostern wiederhole, daß ein schneidiger Wind von den Bergen wehe und ihn durch die Thüre hereintreibe, bis er fußhoch um sie herumliege. Kürzlich war der Schulinspektor zum Examen dagewesen und hatte siebenzig Schülern unter den neunzig die allerhöchste Nummer gegeben. Dies erfüllte mit Recht den Evangelisten mit frohem Mute.

Er ist selbst am Orte geboren, die seltene Ausnahme eines Propheten, der etwas gilt im Vaterlande; denn daß dies der Fall war, konnte ich bei einem Gange durch die Stadt mit eignen Augen wahrnehmen. Herzliche Freundschaft und Achtung begegnete ihm von allen Seiten, und mit Stolz führte er uns, seine Gäste von Rom, in die ihm nahestehenden Familien ein. Ein Haus gefiel mir besonders, offenbar das ansehnlichste des ganzen Ortes, wo vier Schwestern mit einem taubstummen Vater zusammen wohnen. Breite Terrassen und Treppen, feste Mauern und gewölbte Kammern machten den Eindruck mittelalterlichen Wohlstandes. Die geistigste der Schwestern, eine klare und frische Persönlichkeit, ist die städtische Lehrerin; sie zeigt reges Interesse für unsre Bestrebungen.

Vieles hatte der Evangelist selbst mir zu sagen und zu berichten; denn schwer und einsam ist der Stand dieser Vorposten der Mission. Wäre Gott der Herr nicht so unmittelbar, so sichtbarlich mit ihnen, — nimmermehr widerstünden sie den Bedrängnissen. Wetterhart die Züge, kurz und gedrungen die Gestalt, schlicht und ernst die Rede — so stand der Mann vor mir, der echte Typus eines selbstgewordenen, evangelischen Christen. An dieser Gestalt war so recht die Einwirkung des Evangeliums auf einen Romanen erkennbar, deren Möglichkeit in Deutschland so oft bezweifelt wird. Kein Mensch hat mich evangelisirt, sagte er. Ich habe nur aus der Schrift gelernt, was zum Frieden dient, und im Gehorsam des Glaubens begonnen, es anderen zu predigen. Das war in Poggio Mirteto in der Sabina. So fanden mich die Herren einer anderen Denomination und fragten: Woher kommt dir das alles? und ich sagte: Aus der Schrift, von Gott allein. Da sprachen sie: Dann hilf du uns. Das war vor vielen Jahren, als in jenen Bergen ein Hunger nach dem Worte Gottes erwacht war und einer mir willig fünf Lire für eine Bibel zahlte. Später sind die Fremden gekommen und haben sie übers Land verstreut und geschenkt und entwertet. Das Werk in Poggio Mirteto wuchs. Eine Kirche wurde nötig, eine Schule noch mehr, eine bessere Lehrkraft unerläßlich. Die Unterhandlungen darüber begannen. Meine ersten Freunde vermochten in jenem Augenblicke nicht, das Werk zu entfalten, wie es nötig war. Die Waldenser wurden gefragt, ob sie es könnten und wollten. Die Sache wurde vereinbart; sie traten in die Arbeit ein, errichteten die nötigen Gebäude und ordneten das Gemeindeleben. Dort war ich nicht mehr nötig und bat das Evangelisations-Komitee, mich in meine Heimat Pettorano zu senden, damit ich meinen Brüdern nach dem Fleisch Christum bezeuge. Es ward mir gestattet; Pettorano wurde der Mittelpunkt meiner Kolporteur-Thätigkeit in den Abruzzen. Die Meinen hatten mich verloren geglaubt und das väterliche Haus verkauft; mein grimmigster, ja mein einziger Feind ist ein Vetter, der Priester. Er vertrieb mich aus der ersten Wohnung; er hindert mich, wo er kann. Im übrigen sind uns alle Leute gut und hören mich gern. Wirkliche Gemeindeglieder und Abendmahlsgenossen fragen Sie? Nein, deren habe ich noch keine. Ein Götzenbild thront in dieser Gegend, und alles ist ihm unterthan: la Madonna! La Madonna del Soccorso, la Madonna della Neve, la Madonna in hundert Formen, aber immer nur sie! Die Liebe Christi allein vermag das Götzenbild umzustoßen; aber dazu gehört viel Geduld und viel Zeit. — Noch ists nicht lange her, da hat mich ein furchtbarer Schneesturm auf dem Piano di cinque miglia ereilt, auf der Hochebene, welche die Paßhöhe der Abruzzenstraße und die Wasserscheide zwischen beiden Meeren bildet. Sommer und Winter heult dort der Sturm; wen dort das Schneetreiben überfällt, dem gnade Gott! — Die Schule habe ich in drei Abteilungen eingerichtet. Sie blüht und wächst; aber Hilfe thut not. Denn meine Tochter, die mir bisher beigestanden, muß jetzt in ein Seminar eintreten, um ihr Examen zu machen. Aber wer auch immer als Gehilfe herkommt, muß seinen Beruf, muß den Herrn Jesus lieber haben als sich selbst; denn hier ist das Leben hart. Die Leute von Pettorano sind fleißig, aber rauh und gottloser Reden voll. Im Sommer bauen sie ihre eignen Weinberge in der Ebene und kümmerliches Korn auf den Bergen. Im Winter ziehen sie als Kohlenbrenner ins Albaner Gebirge, arbeiten in den Sümpfen, oft bis an den Gürtel im Wasser, oder suchen Arbeit in Rom. Nur Frauen und Kinder bleiben hier. Schon im Oktober fällt Schnee. Fleisch essen sie nur, wenn ihnen ein Tier gefallen, ein Huhn verendet ist. Das Brot ist ungarer Maiskuchen. Meine Frau hat es für den Haushalt zu backen begonnen und dabei, weil es so viel besser ist, soviel verschenken müssen, daß sie nun unten einen kleinen Laden errichtet hat. Wer gemächlich spazieren gehen will, darf auch nicht herkommen, denn hier giebts nur zu klettern wie die Ziegen. Für die Bildung der Kinder ist nur vorhanden, was ich bieten kann. Entwachsen sie mir, dann müssen sie hinaus. Mein Aeltester ist bereits in Turin in der Handwerkerschule der Waldenser . . . .

So redeten wir noch lange von seinen Sorgen und Freuden. Er gab mir Aufträge an die Vorgesetzten und Grüße an die Freunde mit, und endlich rissen wir uns los. Denn bereits sank die Sonne, und in glühendem Rot standen die Berge. Dankbaren Herzens, im Glauben gestärkt, nahmen wir Abschied von dem tapfern Manne und seiner treuen Hausfrau. M S

Verschiedenes

(Die Petition um Abänderung des § 166 des RStrGB) ist bisher von 30000 Personen unterzeichnet worden. Mitte Januar soll sie an den Reichstag eingesandt werden; noch außenstehende Unterschriften sind bis zum 10. Januar an den Verlagsbuchhändler D. B. Wiemann in Barmen zu schicken.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig